

Zur Person

Annelie Keil wurde 1939 in Berlin geboren. Ihre ersten fünf Lebensjahre verbrachte sie in einem Waisenhaus der Nationalsozialisten im heutigen Polen. Sie studierte Politikwissenschaften, Soziologie, Psychologie und Pädagogik an der Universität Hamburg. Annelie Keil war 1971 an der Gründung der Universität Bremen beteiligt, an der sie später auch als Dekanin tätig war und 2004 emeritierte. Ihre Arbeitsschwerpunkte waren und sind Gesundheitswissenschaft, Biografie- und Lebensweltforschung sowie die Arbeit mit Menschen in Lebenskrisen. Vor allem die Hospizbewegung liegt ihr zurzeit am Herzen, an der Universität Bremen hat sie deshalb den Weiterbildungsstudiengang Palliative Care mitgegründet. Ehrenamtlich ist Annelie Keil außerdem in unterschiedlichen psychosozialen und Bildungsprojekten im In- und Ausland tätig. Für ihre ehrenamtliche Arbeit zur Förderung von Bürgerengagement, Jugendbildung und gesundheitlicher Beratung und Selbsthilfe erhielt sie 2004 das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Lebenskunst ist ein Handwerk

■ Eine unbändige Neugier lockt Annelie Keil immer wieder zu neuen Horizonten. Vor allem die Hospizbewegung liegt der Bremer Gesundheitswissenschaftlerin zurzeit am Herzen. Die Liebe zum Leben schenkt ihr die Kraft, auch Krisen zu meistern. □

Frau Keil, Sie beschäftigen sich mit so vielen Facetten des Lebens. Dazu gehören eben auch Krankheit und Tod. Viele Menschen spalten diese Aspekte aber ab, wenn sie von einem „guten“ Leben sprechen. Was sagen Sie diesen Menschen?

Eigentlich wissen wir Menschen sehr genau, dass Krankheit und Tod zum Leben gehören wie der Himmel zur Erde, die Lust zur Angst, die Nähe zur Distanz. Leben ist die Spannungsbeziehung zwischen Geburt und Tod. Die Pole greifen ständig ineinander, sind dem Gesetz des Wandels unterworfen, voller Überraschung und grundsätzlich unvorhersehbar.

Ihre ersten Lebensjahre haben Sie in einem Waisenhaus verbracht. Später waren Sie mit Ihrer Mutter auf der Flucht und gerieten in russische Kriegsgefangenschaft. Mit 40 hatten Sie einen Herzinfarkt und mit 50 erkrankten Sie an Brustkrebs. Ihre Liebe zum Leben ist ungebrochen. Haben Sie Verständnis für Menschen, die in oder nach Krisen ihr Leben nicht in die Hand nehmen und weiter jammern?

Ja, das habe ich und neben dem Verständnis auch ein spezifisches Mitgefühl. Jeder Mensch will gerne leben, freut sich über das, was ihm gelingt, wofür er Anerkennung findet. Das alles kann im Leben misslingen oder sehr schwierig werden. Ich hatte viele sehr schwere Krisen, aber ich habe auch die Gelegenheit bekommen, mich zu entwickeln, zu studieren, habe einen Arbeitsplatz gefunden, war glücklich in meinem Beruf. Das Wichtigste aber war, dass ich in allen Krisen seit meiner Kindheit immer wieder Menschen gefunden habe, die mich an die Hand nahmen, mich ermutigten, meinen Weg zu gehen. Für jeden, der seinen Lebensmut verloren hat, können wir derjenige sein, der ihm die Hand reicht und vielleicht eine Perspektive zeigt.

Kann man es lernen, die Krisenphasen im Leben zu integrieren, oder können das nur Menschen, die mit einer relativ hohen Resilienz gesegnet sind?

Es geht zunächst nicht um eine „Leistung“, die der Mensch zu erbringen hat und die der eine Mensch von vornherein besser kann als ein anderer. Wir kommen ungefragt zur Welt, ungefragt in eine Familie, geraten mit dem Geburtsdatum in eine spezifische historische Zeit und können auch das Land nicht aussuchen, in das wir hineingebo- ren werden. Später ist es eine Krankheit, die nicht vorher auf unsere Zustimmung wartet, eine Trennung, die uns überrascht, der eigene Tod, der irgendwann ohne genaue Terminabsprache vor der Tür steht. Es geht lebenslang auf der einen Seite darum, unterscheiden zu lernen, was wir hinnehmen müssen, in welche Ordnung wir eingebunden sind, und auf der anderen Seite um unsere Freiheit, Entscheidungen zu treffen und das zu verändern, was wir verändern können. Diese Einsicht ist die Grundlage aller Resilienz, weil der Mensch weniger Kraft in das Unabänderliche steckt, sondern sich aufmacht, die Herausforderungen des Lebens anzunehmen, die sich jedem einzelnen Menschen anders stellen.

Wie kamen Sie zur Hospizarbeit? Gab es dazu einen besonderen Anlass?

Als Kriegskind mit der Erfahrung von Flucht, Gefangenschaft, Tiefliegerangriffen, Hunger und Not gehörte das Sterben von Menschen zu meinen frühen Erfahrungen. Dass ich trotz schwerer Krankheiten 76 Jahre alt werden durfte, hat mich überrascht und beglückt. Da ich ohne Familie aufgewachsen bin, habe ich mich sehr um Freundschaften bemüht und viele meiner jüngeren Freunde sind früh gestorben. Da war Begleitung selbstverständlich. Als Menschen sind wir alle Wahlverwandte! Diese Erfahrungen haben mich

früh in die Hospizbewegung gebracht und am Ende meiner Berufslaufbahn auch das politische und wissenschaftliche Interesse geweckt, mich um die Nachhaltigkeit dieser Bürgerbewegung zu kümmern.

Sie bilden Menschen aus, Sterbende zu begleiten. Braucht man für diese Arbeit eine bestimmte Veranlagung?

Nein, als lebendige Wesen mit Herz und Verstand und der Erfahrung, dass überhaupt niemand im Leben alleine durchkommt, tragen wir alle die Fähigkeit zur Sorge, Mitsorge, zur Liebe und Empathie in uns. Ob wir diese Fähigkeit umsetzen können, wollen oder dürfen, ist eine andere Sache. Wenn wir es tun, stoßen wir auf Widerstände in uns, haben manchmal nicht die Kraft, machen uns falsche Vorstellungen, müssen erst erfahren, wie beglückend diese Arbeit sein kann, aber auch unsere Grenzen kennenlernen. Fast jede Frau und jeder Mann haben die Fähigkeit, Kinder zu zeugen und in die Welt zu bringen. Ob es gelingt, wie wir mit der Aufgabe umgehen, auf welche Grenzen wir stoßen, gehört zu den unterschiedlichen Lebenserfahrungen, die Menschen machen.

Was ist für Sie das Wichtigste bei der Sterbegleitung?

Dasein und Mitsein, Akzeptanz der Unterschiedlichkeit des Menschen, Geduld, keine Bevormundung. Man muss genau wahrnehmen und sich, so gut es geht, auf den Prozess einlassen.

Ich kenne viele Menschen, die von sich sagen: Das könnte ich nicht, in einem Hospiz arbeiten. Ist das eher Selbstschutz und Angst als eine realistische Einschätzung eigener Fähigkeiten?

Es ist sicher beides und auch hier ist es notwendig, darüber nachzudenken, wie es einem Menschen mit der Frage geht, ob er oder sie sich einbringen will und auch kann. Es gibt – außer beruflich in diesem Feld – nicht die Pflicht, sich einzubringen. Deshalb hat auch niemand das Recht, einen Menschen zu kritisieren, der Angst vor dem Tod hat, der auf Distanz bleiben will, der sich in der Nähe eines Sterbenden unsicher fühlt. Jeder muss seine Antwort finden, ob zustimmend oder ablehnend.

In unserer Gesellschaft erscheint der Tod immer noch als Tabu: Darüber spricht man nicht und fühlt auch nicht öffentlich.

Die Gesellschaft sind wir. Jeder von uns ist aufgefordert und hat die Möglichkeit, am Diskurs teil-

zunehmen. Immerhin beteiligen sich inzwischen fast 100.000 Menschen in der Hospizbewegung, es gibt medizinisch, pflegerisch, seelsorgerisch viele Angebote, um sich mit Tod und Sterben auseinanderzusetzen. Es gibt keinen Menschen, der nicht irgendwann eine direkte oder indirekte Erfahrung mit Sterbenden macht und eines Tages selbst diesen Weg geht. Es ist auch ein Stück Überheblichkeit, dass wir uns mit Verletzungen des Menschseins, mit Behinderung und Krankheit, mit Sterben und Tod nicht auseinandersetzen und inzwischen fast einem „Gesundheitswahn“ folgen, der die andere Seite des Lebens nicht in den Blick nimmt.

Sie haben das Weiterbildungsstudium Palliative Care an der Universität Bremen mitentwickelt. Was waren Ihre primären Ziele hierfür?

Es geht um Teamarbeit und Interdisziplinarität: Die verschiedenen Professionen – Ärzte, Pflegenden, Seelsorger, Sozialarbeiter, Psychologen, Physiotherapeuten – sollen eine Ausbildung machen, die sie zusammenführt und in der sie vom Beruf und den Aufgaben der anderen lernen können. Leben und Sterben haben eine körperliche, eine geistige, eine seelische, eine soziale und eine spirituelle Seite. Jede kann einen Zugang zum Sterbenden eröffnen. Und genau darum geht es: Der Mensch steht im Mittelpunkt.

Sie nehmen sich gerne Tabuthemen an und klären darüber auf. Dazu gehört sicher auch die Begleitung von sterbenden obdachlosen Menschen. Gibt es hierzu schon Projekte?

Ja, es gibt zwar schon einige Projekte, zum Beispiel in Hamburg, aber es sind noch viel zu wenige – und vor allem gibt es oft kein öffentliches Interesse an solchen Fragen. Dabei wird es in den nächsten Jahren zu einem wichtigen Thema für die Hospizbewegung, die Kirchen, die Sozialverbände und natürlich die Politik. Die Zunahme von Ausgrenzung, Armut, sozialem Elend und Einsamkeit zwingt uns, darüber nachzudenken, ob jeder Mensch nicht nur in Würde leben, sondern auch sterben kann.

Auf Ihrer Internet-Startseite erscheint der Schriftzug „Ehrfurcht vor dem Leben“. Wie stehen Sie zur aktuellen Debatte über Sterbegleitung?

Der Begriff „Ehrfurcht vor dem Leben“ stammt von Albert Schweitzer und er hat diesen zur Grundlage seines Denkens über Kultur und Ethik gemacht. Wir werden uns alle an den Diskursen

Wenn die Organe ihr Schweigen brechen und die Seele streikt



„Hauptsache gesund und ohne Befund“ – so beschreibt Annelie Keil ein zunehmend an Bedeutung gewinnendes gesellschaftliches Ziel. Ein Ziel, das vergessen lässt, dass das Leben nicht ohne Krisen zu leben ist. Denn „fast niemandem gelingt das ohne Hürdenläufe, Zickzackkurse oder die lebensüblichen Abstürze, für die es keinen Rollator zu kaufen gibt.“ Wenn eine Krankheit unvorbereitet ausbricht, betritt der Erkrankte Neuland im Leben und muss seine Erfahrungen im Umgang mit der Krise machen. Der „fremde Gast“ Krankheit muss eingelassen werden und mit ihm tritt an die Oberfläche, „was vielleicht über Jahre in der Lebenswerkstatt von Körper, Geist und Seele als Konfliktmaterial zusammengetragen, nicht integriert und abgewehrt werden konnte“.

Die Krankheit wird damit zur Herausforderung des Lebens schlechthin: Wer war ich und wer bin ich? Das sind die zentralen Fragen, die jetzt eine Antwort fordern. Der kritische Dialog mit sich selbst ist die Voraussetzung dafür, die Krankheit anzuerkennen, Geduld für die Krankheit aufzubringen und die Krise in die eigenen Hände zu nehmen.

Mit ihrem aktuellen Buch macht Annelie Keil den Lesern Mut. Das Leben ist kein Werbeplakat. Und das ist auch gut so.

Keil, Annelie (2014): Wenn die Organe ihr Schweigen brechen und die Seele streikt. Krankheit und Gesundheit neu denken. München: Scorpio Verlag.

über die Aufgabe der Sterbebegleitung, der Hilfen im Prozess des Sterbens und natürlich der Fragen zur aktiven Sterbebegleitung beteiligen müssen, denn es geht dabei um jeden von uns. Ich glaube, dass dies ein schwieriger Prozess wird und dass es kaum möglich sein wird, ein klares Ja oder Nein zu bestimmen, das für jeden Beteiligten in gleicher Weise gilt.

Gibt es Parallelen in der Art, wie eine Gesellschaft ihre Kinder auf die Welt holt und ihre Sterbenden verabschiedet?

Ein wesentlicher Teil jeder Kultur richtet sich auf die Art und Weise des Geborenwerdens und des Sterbens. Darin ist so vieles verwoben, dass es eigentlich unmöglich ist, das kurz zusammenzufassen. Aber generell kann man schon sagen, dass der Umgang mit Geburt und Tod, also Ankunft und Abschied, etwas darüber aussagen, wie es um die Ehrfurcht vor dem Leben und den Respekt vor jedem Lebewesen steht.

Sie sind jetzt 76 Jahre alt und Ihre Energie scheint sich mit Ihrer Arbeit ununterbrochen aufzuladen. Sind es immer wieder neue Themen und Projekte, die Sie vorantreiben?

Die treibende Kraft ist meine Liebe zum Leben und meine unbändige Neugier, die mich zu neuen Horizonten lockt. Es gibt keinen Grund, mit dem Fühlen, Denken und Handeln aufzuhören, das gilt auch für den Prozess des Sterbens, denn nicht immer ist das mit Aktivität verbunden, sondern immer mehr auch mit dem Zulassen dessen, was ohnehin geschieht. Demut und Dankbarkeit haben bei mir mit dem Älterwerden zugenommen, das hilft dabei, das Schwierige im Alter besser zu meistern.

Würden Sie Ihre Arbeit und Ihr Engagement als Ihr Leben bezeichnen? Unterscheiden Sie zwischen Arbeit und Freizeit?

Natürlich, denn das ist die Wahrheit. Irgendetwas im Leben treibt uns an und nicht alles ist von gleicher Intensität und Wichtigkeit. Ich habe mich immer wieder im Leben auch verrannt und meine Lebenszeit für etwas hergegeben, das sich letztlich nicht gelohnt oder als vernünftig erwiesen hat. Aber ich habe mir das auf Dauer nicht übel genommen.

Wenn Sie Freizeit oder besser „Zeit zur Muße“ haben, was tun Sie da am liebsten?

Mit meiner Katze schmuse, lesen, Musik hören, für Freunde kochen, ins Kino gehen.

Haben Sie selbst Angst vor Pflegebedürftigkeit bzw. vor dem Tod?

Angst vielleicht nicht, aber ich hoffe, dass ich dann gut damit umgehen und die Hilfe anderer Menschen mit Humor annehmen kann.

Und wie möchten Sie selber sterben?

Im Kreis einiger Freunde, neugierig auf den Übergang, mit dem Gefühl, dass das Leben es gut mit mir gemeint hat.

■ *Das Interview führte Britta Wilken.*

Linktipps:

- **Masterstudiengang (M. A.) Palliative Care**

Der Weiterbildungsstudiengang startete im Januar 2015 an der Universität Bremen. Erstmals können Health- und Social Professionals berufsbegleitend ihren Masterabschluss in Palliative Care erwerben – unter Berücksichtigung ihrer beruflichen Praxis.
www.uni-bremen.de

- **Annelie Keil im Netz:**

- **„Willkommen, ich grüße Sie“**

Auf ihrer Homepage schreibt Annelie Keil über ihre aktuelle Arbeit und über das Leben – philosophisch, wissenschaftlich, privat.
www.anneliekeil.de